

Thorsten Carstensen | Indiana University – Purdue University Indianapolis USA), tcarsten@iupui.edu

## »Wie das Liebespaar in einem Zeitungsroman«

***Hugo und Gerty von Hofmannsthal – Hermann Bahr. Briefwechsel 1891–1934. Hg. und kommentiert von Elsbeth Dangel-Pelloquin. Göttingen: Wallstein 2013, 1007 S.***

Die vier Jahrzehnte umspannende Freundschaft zwischen Hugo von Hofmannsthal (1874–1929) und Hermann Bahr (1863–1934), zwei herausragenden Protagonisten der Wiener Moderne, war oft kompliziert und selten unbelastet. Eindrücklich belegt der seit 2013 erstmals vollständig vorliegende Briefwechsel, welchen Nutzen beide Schriftsteller aus ihrer Verbindung zu ziehen wussten. Während Hofmannsthal zweifellos von Bahrs Beziehungen zu den wichtigen publizistischen Foren der Zeit profitierte, konnte er seinerseits für den ›Herrn aus Linz‹, der in seinen Schriften regelmäßig für die »Entdeckung der Provinz«<sup>1</sup> warb, notwendige Kontakte zum Wiener Großbürgertum herstellen. So entstand eine Interessengemeinschaft, die auf Selbstinszenierungen und Projektionen basierte und von wiederkehrenden Missverständnissen geprägt war. Phasen beleidigten Schweigens überdauerte sie wohl nur dank überlegter weiblicher Intervention.

Die Bedeutung der in der zweibändigen Edition versammelten Briefe, Postkarten und Telegramme reicht weit hinaus über die unmittelbaren, werkspezifischen Kontexte der Hofmannsthal- bzw. Bahr-Forschung. In der Tat handelt es sich bei dieser Publikation, wie die Herausgeberin Elsbeth Dangel-Pelloquin in ihrem ausgezeichneten Nachwort bemerkt, um ein facettenreiches Archiv der Mentalitäts- und Kulturgeschichte der Jahrhundertwende (S. 876). Sind den Texten des ersten Bandes eine Reihe ergänzender Abbildungen beigelegt, so umfasst der zweite Band neben dem Nachwort knapp 300 Seiten Erläuterungen und ein äußerst hilfreiches Re-

1 Bahr: *Die Entdeckung der Provinz*.

gister. Die vorbildliche Editionsarbeit Dangel-Pelloquins kommt nicht nur Philologie und Kulturwissenschaft zugute: Auch nicht-wissenschaftliche, am literarischen Wien interessierte Leserinnen und Leser werden sich der Faszination diese Fundus nicht entziehen können.

Früh hat sich Hermann Bahr als Mentor des um elf Jahre jüngeren Hofmannsthal begriffen, in dessen Texten er ein stilbildendes »Muster von Wiener Eleganz und Unbeschwertheit«<sup>2</sup> erkannte. Vielzitiert ist Bahrs Aufsatz *Loris*, erschienen im Januar 1892 in der »Freien Bühne für den Entwicklungskampf der Zeit«, in dem er Hofmannsthal zum Versprechen auf die große Zukunft der österreichischen Literatur erhebt:

Da war endlich einmal einer, der nicht nach abgegrasten Phrasen, nicht nach den Schlagworten der Schulen, auch nicht aus der zufälligen Stimmung seines besonderen Geschmacks sprach, sondern in den Künstler ging, auf seine wirren Dränge horchte und an ihrem Maße seine Kunst entschied.<sup>3</sup>

Schon hier offenbart sich die Vermittlerrolle, die Bahr in der Folge derart beherzt und gekonnt ausüben wird, dass Peter Sprengel ihn treffend den »»Publicity-Manager« der Wiener Moderne«<sup>4</sup> nennt. Vorausgegangen war Bahrs Essay indes eine »lange Recension« (S. 776) des Anderen: Unter dem Pseudonym »Loris«, mit dem er zuvor bereits einige Gedichte und literaturkritische Prosa gezeichnet hatte, besprach Hofmannsthal 1891 in der »Modernen Rundschau« Bahrs Drama *Die Mutter*, wobei er sich dessen Stil und Habitus aneignete:<sup>5</sup>

Hermann Bahr ist der lebendigste unter uns allen. Keine Prophetennatur, keine Flamme und auch kein Schwert. Er predigt nicht. Er hat sogar aufgehört zu suchen. – Er lebt sein Leben, wie man ein entdecktes, erworbenes, theuer erkauftes genießt; er trinkt es, langsam schlürpfend, vollbewußt. (S. 771)

Als der 17-jährige Hofmannsthal sich einige Tage nach dem Erscheinen seines Textes dem Autor im Kaffeehaus vorstellte – ein Treffen, über dessen Hergang freilich unterschiedliche Versionen kursieren –, war dies der Beginn einer Männerfreundschaft, die Hofmannsthal in einem Brief an Rudolf Pannwitz einmal zu den »seltsamsten« Beziehungen seines Lebens zählte:

2 Streim: *Identitätsdesign und Krisenbewußtsein*, S. 77.

3 Bahr: *Loris*, S. 99. Es ist diese Methode der Einfühlung, für die vor allem der junge Bahr mit Vehemenz plädierte. Noch in seiner Autobiographie *Selbstbildnis* (1923) verweist er auf die Leidenschaft, mit der er als »Kritiker von besonderer Eigenart« vorgegangen sei: »Den Künstler und seine Kunst verstehen, mich einfühlen, ihm nachfühlen zu lernen schien mir wichtiger als die Frage nach seinem Wert oder ob er mir gefiel.« (Bahr: *Selbstbildnis*, S. 199)

4 Sprengel: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900–1918*, S. 126. Zu Bahrs Vermittlerrolle in der Wiener Moderne vgl. auch Tateo: *In der Werkstatt der Wiener Moderne*.

5 Varwig: *Der Kritiker mit den unabweislichen Grundforderungen*, S. 36.

»Ich weiß nicht wie er zu mir steht [...] aber ich weiß oft und quälender Weise nicht, wie ich zu ihm stehe.« (S. 871)

Anhand des Briefwechsels lassen sich die Höhen und Tiefen der gegenseitigen Wertschätzung gut nachvollziehen. Als im Sommer 1903 in der »Neuen Deutschen Rundschau« Bahrs *Dialog vom Tragischen* erscheint, fühlt sich Hofmannsthal erkannt und gewürdigt: Während die Arbeit eines Schriftstellers normalerweise »fast allen [Menschen] auf der Welt« verschlossen bleibe, halte Bahr den »Schlüssel« in der Hand, mit dem sich sein Leben und Werk aufschließen lasse (S. 221). Hofmannsthal wiederum weiht Bahr in die Arbeit an seiner *Elektra* ein und berät sich mit ihm über die Planungen für die Uraufführung an Max Reinhardts Kleinem Theater in Berlin, die wegen Fragen der Vergütung ins Stocken geraten. Am Theater, dieser »seltsamen unreinen Kunstform«, hängt Hofmannsthal sehr. Seine »große Lust, vieles Schöne für das Theater zu machen«, prallt allerdings auf die realen Bedingungen an den Bühnen: Gäbe es nur die richtigen Schauspieler, so könne er »alle Vierteljahr ein Stück schreiben« (S. 232).

Eine ganz wesentliche Rolle in der Verbindung Bahrs zu Hofmannsthal spielt dessen Frau Gerty. Häufig obliegt es ihr, den Spannungen zwischen den beiden Männern durch schlichtende Bemerkungen die Schärfe zu nehmen. Aufschlussreiche Einblicke gewähren Gertys Briefe an Bahr nicht allein in anekdotischer Hinsicht, wenn sie etwa über die Verstimmungen ihres Mannes schreibt, als dieser sich mit einem Vortrag über Grillparzer quält: »Im letzten Moment hat er abgesagt musste aber dann doch sprechen und war wütend.« (S. 233) Indem der Band die 204 bislang unveröffentlichten Briefe zwischen Gerty von Hofmannsthal und Bahr aufnimmt, vermag er auch jene Jahre zu überbrücken, in denen die beiden Männer einander geflissentlich ignorieren. Zum beiderseitigen Verstummen kommt es 1909. Als Gerty im Jahr 1913 den erneuten Kontakt zu Bahr sucht, erhält sie eine Antwort, in der sich Zuneigung und Enttäuschung mischen. Zwar wird Hugo mit keiner Silbe erwähnt, doch die an Gerty gerichteten Bemerkungen Bahrs gelten auch dem verlorenen Gesprächspartner:

Die Zeit, in der wir zusammen waren, gehört mir zum Schönsten meines Lebens, ich kann das was wir uns gewesen sind, nie verlieren, es ist mir zu fest eingewachsen. [...] Das was einem ein Mensch einmal ist, kann einem Niemand mehr nehmen, auch er selbst nicht. (S. 317)

Erst im Spätsommer 1914 gelingt im Zuge von Bahrs unzweideutigem *Gruß an Hofmannsthal*, abgedruckt im »Neuen Wiener Journal«, eine Wiederannäherung. Der kriegsbegeisterte Bahr, der sich anfangs »[k]einen größeren Anblick« (S. 319) vorstellen kann als den der deutschen Mobilisierung, preist in seinem Artikel den alten Freund dafür, »in Waffen« zu sein. Die

Zeit der Trennung und Entfernung sei durch den »heiligen Augenblick« des Kriegsbeginns einer neuen Gemeinschaft gewichen. In der geteilten Kriegseuphorie nehmen die beiden Autoren ihre Korrespondenz wieder auf. Hofmannsthal, der sich wegen einer Augenschwäche bereits in den ersten Kriegstagen erfolgreich um eine Abkommandierung ins Wiener Kriegsministerium bemüht hatte, reagiert auf die öffentliche Botschaft, indem er Bahr brieflich versichert, dass die alten Meinungsverschiedenheiten »lange überwunden« (S. 318) seien. Bahr entgegnet in dem für ihn typischen Pathos: »Als ich in einer Zeitung las, Sie seien eingerückt, in diesem Augenblick empfand ich ganz stark und groß, was Sie mir sind, immer waren und immer blieben. Und was mich etwa je von Ihnen schied, war in diesem Augenblick ausgelöscht und ist für alle Zeit weg.« (S. 319) Im Folgenden lässt sich anhand der Briefe und mithilfe von Dangel-Pelloquins vorzüglichem Kommentar auch Bahrs kriegskritische Wende im Jahr 1916 nachvollziehen. An Hofmannsthal schreibt er am 16. Juni 1916 aus Salzburg, wo er inzwischen lebt: »Hilfe dagegen kann nur von unseren Slaven und von der Kirche kommen, die beide sich bis zum letzten Athemzug der Verwüstung zu erwehren trachten werden. Jede Politik, die heute nicht in Österreich slavisch und katholisch ist, ist unösterreichisch.« (S. 357)

Dass Hofmannsthal dem literarischen Schaffen Bahrs meist reserviert begegnete, machen die Briefe mehr als deutlich. Selbst das auf Bahrs Tagebuch-Band *1917* (1918) gesungene Loblied klingt zweischneidig. Wenn Hofmannsthal die Sammlung von Notizen, Beobachtungen und Rezensionen als »wunderbares Buch« preist, welches den geistigen Reichtum seines Verfassers widerspiegele wie keines seiner vorherigen Bücher, so ist dies gewiss auch eine Umschreibung der Tatsache, dass er mit dieser »ungezwungenen Niederschrift« (S. 380) mehr anfangen konnte als mit jenen Romanen und Dramen, die Bahr selbst für seinen wesentlichen Beitrag zur österreichischen Literatur hielt.<sup>6</sup> Bahr wiederum lässt in seinen Briefen eine rege Anteilnahme an den literarischen Arbeiten Hofmannsthals erkennen, im Privaten jedoch geht er auf Distanz. Die wiederholten Klagen Hofmannsthals, dass man sich kaum sehe oder wenig von ihm höre, pariert er zumeist durch den Hinweis auf seine »Nervenpleite« (S. 422).

6 Als kaum weniger heikel erweist sich Bahrs Auseinandersetzung mit Hofmannsthal im *Selbstbildnis*. So erinnert er sich an den euphorischen ersten Eindruck, um sogleich auf seine weniger schmeichelhafte Beurteilung der späteren Entwicklung Hofmannsthals zu sprechen zu kommen: »Er war von einer leichten, huldvoll zur Schau getragenen, bezaubernden Anmut, Freiheit und Würde des Geistes, die mir unvergeßlich ist, so sehr, daß ich später oft ungeduldig, ja zuweilen in dunklen Stunden ungerecht gegen ihn wurde, weil ich ihn immer noch am Glanz seiner Jugend und jedes Werk immer wieder an seinen ersten Versen maß, den schönsten deutschen Versen meiner Zeit.« (Bahr: *Selbstbildnis*, S. 23)

»Wir gehen immer auseinander, wie das Liebespaar in einem Zeitungsroman«, schreibt Hofmannsthal schon im Juli 1891 an Bahr. Eine wirklich innige, auf selbstverständlichem Vertrauen fußende Freundschaft entwickelte sich zwischen den beiden wohl tatsächlich nie. Doch wenn Bahr in seinem letzten überlieferten Brief an Hofmannsthal im Oktober 1927 mutmaßt, es handele sich eher um eine »ganz echte, ganz unpersönliche, nur vom Geiste geborene Beziehung« (S. 422f.), so geht auch diese Einschätzung am Kern vorbei. Schließlich verdeutlicht gerade dieser Brief, wie sehr das Verhältnis der beiden Männer unter persönlichen Animositäten litt. Zwar verweist Bahr eingangs auf »den niemals abreißenden Faden« zwischen ihm und Hofmannsthal, doch bereits wenige Zeilen später wirft er dem Gegenüber vor, es mangle ihm an einem »Minimum primitiver Höflichkeit« (ebd.). Anlass für die Kritik sind angeblich versäumte Grüße Hofmannsthals. Dieser lässt Bahrs Klagebrief unbeantwortet und macht seinem Unmut über den einstigen Förderer stattdessen in einem Brief vom 27. November 1927 an Leopold von Andrian Luft: »Über Bahr habe ich seit kurzer Zeit eine ganz bestimmte Meinung: nämlich daß er geistig nicht normal ist.« (S. 873)

Hermann Bahr sollte seinen Korrespondenzpartner um fünf Jahre überleben. Schon im August 1929 – Hofmannsthal war wenige Wochen zuvor gestorben – beginnen Gerty und seine Tochter Christiane Zimmer mit der Sichtung des Nachlasses. Auch der Briefwechsel mit Bahr wird in die Publikationspläne einbezogen. Bahrs Antwort an Christiane, die ihn gebeten hat, ihr die Briefe des Vaters zuzusenden, zeugt von aufrichtiger Trauer um jemanden, dessen zentrale Bedeutung für die eigene Biographie, allen Misstönen und Konflikten (etwa hinsichtlich des Wiener Burgtheaters) zum Trotz, nicht ernsthaft in Zweifel gezogen werden kann: »Seit dem Verlust meiner Eltern hat mich nichts so tief ins Herz getroffen als Hugos Entfernung.« (S. 429)

## Literaturverzeichnis

- Bahr, Hermann: *Die Entdeckung der Provinz* [1899]. In: ders.: *Bildung. Essays*. Hg. Gottfried Schnödl. Weimar: VDG 2010, S. 141–147.
- Bahr, Hermann: *Loris* [1892]. In: ders.: *Studien zur Kritik der Moderne*. Hg. Claus Pias. 2. Aufl., durchgesehen und ergänzt von Gottfried Schnödl. Weimar: VDG 2013, S. 98–104.
- Bahr, Hermann: *Selbstbildnis*. Hg. Gottfried Schnödl. Weimar: VDG 2011.
- Sprengel, Peter: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900–1918. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende*. München: C. H. Beck 1998.
- Streim, Gregor: *Identitätsdesign und Krisenbewußtsein. Hermann Bahrs Konstruktion einer österreichischen Moderne*. In: *Moderne als Konstruktion. Debatten, Diskurse, Positionen*

um 1900. Hgg. Antje Senarclens de Grancy, Heidemarie Uhl. Wien: Passagen Verlag 2001, S. 71–85.

Tateo, Giovanni: *In der Werkstatt der Wiener Moderne. Der Beitrag Hermann Bahrs*. In: *Klassische Moderne. Ein Paradigma des 20. Jahrhunderts*. Hg. Mauro Ponzi. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, S. 133–149.

Varwig, Olivia: »Der Kritiker mit den unabweislichen Grundforderungen«. *Rezensionen und andere Prosa Hugo von Hofmannsthals 1891–1901*. Kritische und kommentierte Edition. Wuppertal: Univ. Diss. 2012.